

Latour, Bruno (1996): Der Berliner Schlüssel:
Erkundungen eines Liebhabers der Wissenschaften,
Berlin: Akad.-Verl.

Bruno Latour

(*1947) ist Soziologe und Philosoph. Er stammt aus einer französischen Winzerfamilie. Nach Feldstudien in Afrika (zur französischen Industrieerziehung in Abidjan) und Kalifornien (zur Konstruktion wissenschaftlicher Tatsachen) entwarf er zusammen mit anderen Soziologen die Grundlagen der Akteur-Netzwerk-Theorie. Diese geht davon aus, dass sich die Technik und das Soziale wechselseitig Eigenschaften und Potentiale zuweisen und nicht kategorisch trennbar sind. Zusammen mit Peter Weibel hat Latour zwei internationale Großausstellungen – „Iconoclash“ (2002) und „Making Things Public“ (2005) – am ZKM Karlsruhe kuratiert. Aktuell ist er Professor an der *Sciences Po Paris* sowie an der *London School of Economics*. Zudem hat er eine kollaborative, webbasierte Plattform namens AIME (An Inquiry into Modes of Existence) ins Leben gerufen. Er ist Träger des norwegischen Holberg-Preises 2013 und wurde 2008 mit dem Siegfried Unseld Preis ausgezeichnet. Hier hatte er sein Coming Out und beschrieb sich ganz un-französisch als empirischen Philosophen, „der philosophische Fragen in präzisen ethnografischen Forschungen behandelte!“.

*Die Natur der Gesellschaft
kennen wir kaum, und vom
Wesen der Technik wissen wir
gar nichts. Deswegen stehen wir
aber nicht mit leeren Händen
da, denn wir können im Einzel-
nen verfolgen, wie Äußerungen
(énoncés) zirkulieren, von Hand
zu Hand gehen, von Mund zu
Ohr, von Körper zu Körper. ...*

Auch können wir sehen, wie diese Äußerungen, diese Quasi-Objekte sich nach und nach aufladen, *Gewicht bekommen*, zu einer Welt werden, in der schließlich wir Menschen zirkulieren. Die Wissenschafts- und Technikanthropologie hat – wie die Thermodynamik – ihren ersten Hauptsatz, und sogar ihren zweiten. Es ist eine Art verallgemeinerter Darwinismus: Am – mythischen – Anfang haben die Äußerungen keinen Inhalt, aber sie zirkulieren. Diese Zirkulation definiert die Form des Kollektivs, bahnt sie, drückt sie aus, markiert sie, signalisiert sie. Wer unterbricht die Äußerungen? Wer transformiert sie? Wer verantwortet sie? Wer gibt sie preis? Wer ignoriert sie? Die Antworten auf alle diese Fragen definieren aktuell das provisorische Wesen einer Gruppe. Durch alles, was die Äußerungen schwer macht, belädt und befrachtet, wird das Kollektiv seinerseits verlagert, modifiziert, übersetzt, verraten. Niemand hat je ein Kollektiv gesehen, das nicht gerade in dem Moment, in dem man es betrachtet, durch die Zirkulation von Gütern, Gesten, Worten gebahnt wird; niemand hat je Techniken betrachtet, die nicht durch ein – sich dadurch definierendes – Kollektiv hindurch ergriffen, geteilt, wiederaufgenommen und ausgetauscht werden.

Eine soziale Dimension der Techniken? Das besagt wenig. Geben wir vielmehr zu, dass niemand je eine menschliche Gesellschaft beobachtet hat, die nicht von Dingen konstruiert wird. Ein materieller Aspekt der Gesellschaften? Auch das besagt zu wenig. Die Dinge existieren nicht, ohne voller Menschen zu sein, und je komplexer und moderner diese Dinge sind, desto zahlreicher sind die Menschen, von denen es in ihnen wimmelt. Eine Mischung sozialer Determinationen und materieller Zwänge? Das wäre ein Euphemismus, denn es geht nicht darum, irgendwelche reinen Formen zu vermischen, die man zuvor säuberlich getrennt und in zwei großen Behältern untergebracht hat:

Einem mit den sozialen Aspekten des Sinns oder des Subjekts, und einem anderen mit den materiellen Komponenten, die zu Physik, Biologie und Materialforschung gehören. Also eine dialektische Beziehung? Wenn man so will, aber nur unter der Bedingung, dass man die verrückte Idee aufgibt, das Subjekt setze sich in seinem Widerspruch zum Objekt. Denn es gibt weder Subjekte noch Objekte, weder am – mythischen – Anfang noch am – gleichfalls mythischen – Ende. Zirkulationen, Wege, Übertragungen, Übersetzungen, Verschiebungen, Kristallisationen – sehr viele Bewegungen, gewiss, doch keine einzige davon dürfte einem Widerspruch ähneln¹. Den surrealistischen Schlüssel, der auf dem Umschlag dieses Buches abgebildet ist, findet man nicht im *Catalogue des objets introuvables*² von Carelman. Aus gutem Grund. Diesen Schlüssel gibt es tatsächlich, aber allein in Berlin.³

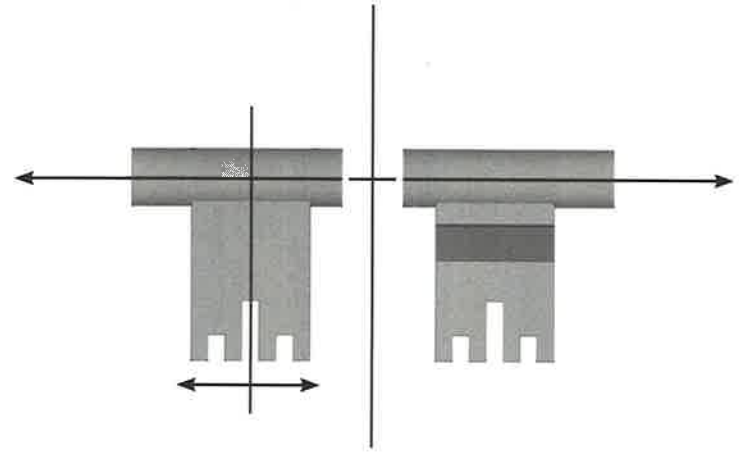
Hier haben wir einen Gegenstand, der das Herz eines Technologen höher schlagen lässt, während er für einen Archäologen einen Alptraum darstellt. Denn allein Archäologen beobachten Artefakte, die ein wenig dem ähneln, was die modernen Philosophen unter einem Objekt verstehen. Ethnologen, Anthropologen, Volkskundler, Ökonomen, Ingenieure, Konsumenten und Benutzer – sie alle sehen nie Objekte. Sie sehen nur Projekte, Aktionen, Verhaltensweisen, Dispositionen, Gewohnheiten, Heuristiken, Know-hows, Ansammlungen von Praktiken, von denen manche Teilstücke ein wenig dauerhafter erscheinen, und andere ein wenig flüchtiger, ohne dass man je sagen könnte, was – ob Erz oder Gedächtnis, ob Dinge oder Worte, ob Steine oder Gesetze – längere Dauer verschafft. Selbst auf dem Speicher unserer Großeltern, auf dem Flohmarkt, auf der Müllhalde, auf dem Schrottplatz, in stillgelegten Fabriken, im Museum des *Conservatoire des arts et métiers* scheinen die Gegenstände noch ganz angefüllt mit Erinnerungen, Gebräuchen, Hinweisen zu sein. Ein

paar Schritte entfernt gibt es immer jemanden, der sich ihrer bemächtigen kann, um diesen gebleichten Knochen neues Leben einzuhauchen. Eine solche Auferweckung von den Toten ist den Archäologen allerdings untersagt, denn jene Gesellschaft, die ihre Objekte hervorgebracht hat und von ihnen hervorgebracht worden ist, ist mit Mann und Maus untergegangen; außerdem müssen durch eine Operation rückwärtsgewandter Erfindungsgabe die Zusammenhänge, die Assoziationsketten erschlossen werden, aus denen diese Artefakte nur ein Kettenglied darstellen. Sobald jedoch ein Archäologe die armseligen fossilen oder stauartigen Objekte in Händen hält, hören diese Reliquien auf, Objekte zu sein, und kehren zur Welt der Menschen zurück: schon an der Ausgrabungsstelle wandern sie von Hand zu Hand, dann im Unterrichtsraum oder in der wissenschaftlichen Literatur. »Objekt« kann man den etwas widerständigeren Teil einer Kette von Praktiken nennen, aber nur solange er noch vergraben, unbekannt, weggeworfen, ausgesetzt, bedeckt, ignoriert, unsichtbar, »für sich« ist. Anders gesagt, es gibt keine sichtbaren Objekte und hat niemals welche gegeben. Objekte existieren nur unsichtbar und als Fossilien. Was nicht für die moderne Philosophie spricht, denn diese hat sehr oft über unsere Beziehung zu Objekten gesprochen, über die Gefahren der Objektivierung oder über die Selbstsetzung des Subjekts und andere Purzelbäume, die alle – wie man zugeben muss – nicht sehr zufriedenstellend sind.

Wir, die wir keine modernen Philosophen sind, und noch weniger postmoderne, wir betrachten die Assoziationsketten und sagen uns, dass allein sie existieren. Assoziationsketten wovon? Sagen wir in einer ersten Annäherung: von Menschen (M) und nicht-menschlichen Wesen (NM). Selbstverständlich könnte man noch in jeder beliebigen Assoziationskette die alten Einteilungen der Modernen wiedererkennen. M-M-M-M würde

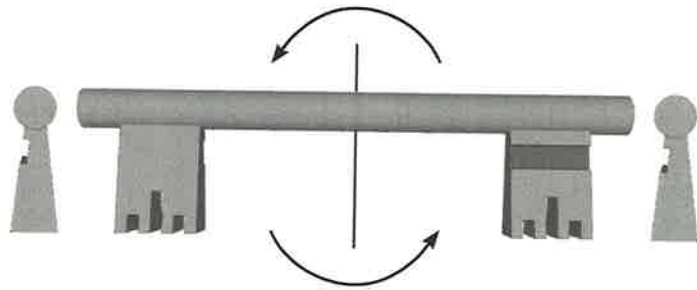
an »soziale Beziehungen« erinnern; NM-NM-NM-NM an eine »Maschine«; M-NM an eine »Mensch-Maschine-Schnittstelle«; NM-NM-NM-NM-M an den »Einfluss der Technik auf den Menschen«; M-M-M-M-NM an den »Einfluss des Sozialen auf die Technik«; M-M-M-NM-M-M-M an das vom Menschen geformte Werkzeug, NM-NM-NM-M-NM-NM-NM dagegen an die vom Gewicht der Automaten erdrückte Menschenwelt. Aber warum soll man versuchen, alte Einteilungen wiederzufinden, wenn sie künstlich sind und uns daran hindern, gerade das zu verfolgen, was uns wichtig ist und was allein existiert: die Verwandlung, die *Transformation* dieser *Assoziationen*? Sobald die Elemente, die diese Ketten bilden, isoliert sind, wissen wir nicht mehr, wie wir sie genau charakterisieren sollen. Von »Menschen« und »Nicht-Menschen« zu sprechen, ist nur eine grobe Annäherung, wobei wir der modernen Philosophie noch jenen verblüffenden Gedanken entlehnen, dass es Menschen und Nicht-Menschen gäbe, obwohl es nur Wege und Sendungen, Bahnungen und Verschiebungen gibt. Aber wir wissen, dass die Elemente, was auch immer sie sind, sich ersetzen lassen und sich verändern. Die Assoziation – UND –, die Substitution – ODER –, diese beiden genügen, um uns die Genauigkeit zu geben, die uns die Unterscheidung zwischen Sozialem und Technischem, zwischen Menschen und Dingen, zwischen »symbolischer Dimension« und »materiellen Zwängen« immer vorenthalten hat. Lassen wir die provisorische Form der Menschenwesen und das provisorische Wesen der Technik aus dieser Erkundung, dieser *Erforschung* mittels Verknüpfungen und Ersetzungen hervorgehen, statt uns den Geschmack zu verderben und im Vorhinein zu entscheiden, was sozial und was technisch ist.

»Was für ein seltsames Ding ist das? Wozu soll das gut sein? Warum ein Schlüssel mit zwei Schlüsselbärten? Und zwei sym-



metrischen obendrein? Über wen will man sich hier lustig machen?« Die Archäologin dreht den Berliner Schlüssel in ihren Händen. Weil man es ihr gesagt hat, weiß sie inzwischen, dass dieser Schlüssel kein Scherzartikel ist, dass er bei den Deutschen wirklich in Gebrauch ist und sogar, diese Präzisierung ist wichtig, für die Haustüren großer Mietshäuser Verwendung findet. Aufgefallen war ihr die Parallelverschiebung, die durch die vollkommene Identität der beiden Schlüsselbärten möglich wurde. Auch die fehlende Asymmetrie der Einschnitte im Bart hatte sie verwundert. Dank ihrer langen Benutzung von Schlüsseln kannte sie selbstverständlich die übliche Drehachse, und merkte schon, dass einer der beiden Schlüsselbärten, gleich welcher, als Griff dienen konnte, um die zum Ausklinken des Riegels nötige Hebelwirkung hervorzubringen.

Dann erst bemerkte sie die Nut im Schlüsselbart. Diese hob zwar die Parallelverschiebung nicht auf, aber sie stellte eine Asymmetrie her, wenn man den Schlüssel im Profil betrachtete.



Drehte man ihn jedoch 180° um seine vertikale Achse, so befand sich dieselbe Nut wieder an derselben Stelle. Verschiebung, Drehung um 360° um die horizontale Achse, um 180° um die vertikale, all dies hatte vermutlich einen Sinn, aber welchen?

Zu diesem Schlüssel, da war sie sicher, gehörte ein Schloss. Das Schloss musste den Schlüssel zu diesem kleinen Geheimnis liefern. Beim Anblick des Schlüssellocks jedoch erschien das Geheimnis noch undurchdringlicher.

Ein Schlüsselloch in dieser Form hatte unsere Archäologin noch nie gesehen, es war ihr jedoch klar, dass die ganze Angelegenheit, dass der ganze Dreh auf der Lage der Einkerbung im waagerechten Schlüsselloch beruhte, die es erlauben musste – oder nicht – die Nut des Schlüsselbarts durchzulassen.



Straßenseite



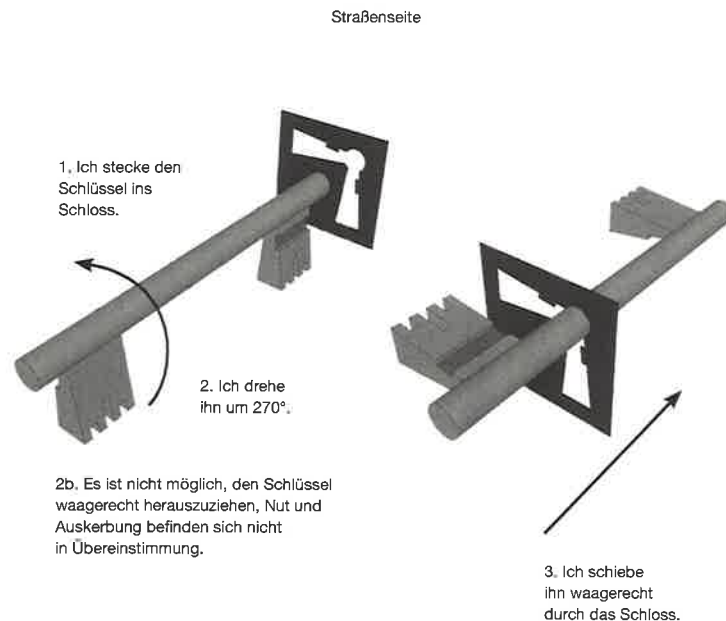
Hofseite

Die Überraschung vergrößerte sich noch, als unsere Archäologin den Schlüssel nicht mehr herausziehen konnte, nachdem sie ihn senkrecht hineingesteckt und um 270° gegen den Uhrzeigersinn gedreht hatte. Das Schloss war wohl auf, der Riegel in den Schlosskasten zurückgeschnappt, wie es sich für jedes anständige Schloss gehört, die Hoftür öffnete sich, aber unsere Freundin mochte nun noch so sehr am Schlüssel ziehen, drücken, rütteln, es war unmöglich, ihn wieder herauszuziehen. Die einzige Möglichkeit bestand darin, die Tür wieder zu verschließen, durch eine erneute Drehung um 270° , diesmal im Uhrzeigersinn. Damit stand sie wieder ausgesperrt auf der Straße, nicht klüger als zuvor. »Was für eine Dummheit!«, sagte sie sich, »um meinen Schlüssel zurückzubekommen, muss ich die Türe wieder abschließen. Ich kann mich doch schlecht hinter der Tür, auf der Hofseite befinden, während ich sie von der Straßenseite wieder

verschließe. Eine Tür muss entweder offen oder geschlossen sein. Und es kann nicht jedesmal der Schlüssel verlorengehen, wenn ich ihn benutze; es sei denn es handelte sich um eine asymmetrische Tür, die entriegelt bleiben muss, während man drinnen ist. Bei einem Briefkastenschlüssel könnte ich dergleichen noch verstehen. Aber hier ist es absurd, jeder x-beliebige könnte mich im Handumdrehen einsperren, und außerdem handelt es sich um die Haustür eines Mietshauses. Und wenn ich andererseits das Schloss verschließe, ohne dass die Tür geschlossen ist, hindert der herausstehende Riegel sie daran, ins Schloss zu fallen. Welchen Schutz könnte eine mit dem Schlüssel verschlossene, aber offene Tür bieten?»

Als gute Archäologin macht sie sich also daran, das Leistungsverzeichnis ihres geheimnisvollen Schlüssels zu erforschen. Welche Handbewegung erlaubt es, allen Faktoren des Common sense Rechnung zu tragen? Ein Schlüssel dient zum Öffnen und Schließen und/oder zum Entriegeln und Verriegeln eines Schlosses; man kann nicht jedesmal seinen Schlüssel verlieren, wenn man ihn verwendet, noch ihn im Schloss steckenlassen, noch eine offenstehende Tür abschließen, noch davon ausgehen, dass der Schlosser nur zum Vergnügen einen zweiten Bart am Schlüssel angebracht hat. Welche Handbewegung erlaubt es, der Besonderheit dieses Schlüssels Rechnung zu tragen – zwei Schlüsselbärte, die nach Drehung um 180° symmetrisch sind, und waagrecht verschoben identisch? Es muss eine Lösung geben. Es gibt nur ein einziges schwaches Kettenglied in diesem kleinen sozio-logischen Netzwerk. »Verflixt nochmal, aber sicher doch!« Der sich für Topologie begeisternde Leser, der Bewohner von Berlin und der pfiffige Archäologe haben wahrscheinlich längst verstanden, welche Handbewegung nötig ist. Wenn unsere Archäologin ihren Schlüssel nicht herausziehen kann, nachdem

sie die Tür durch eine Schlüsseldrehung um 270° aufgeschlossen hat, wie es ihre Gewohnheit mit allen Schlüsseln der Welt ist, so liegt das daran, dass sie den waagrecht liegenden Schlüssel auf die andere Seite, *durch das Schloss* hindurchschieben muss.

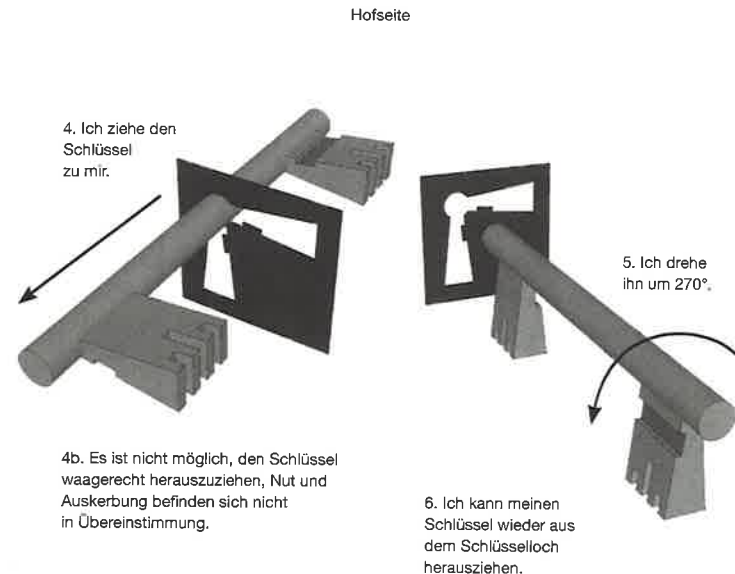


Sie versucht diese absurde Geste, und es gelingt tatsächlich. Wir wollen die mathematischen Fähigkeiten unserer Archäologin nicht unterschätzen, doch wir können wetten, dass sie wahrscheinlich die ganze Nacht vor der Tür ihres Hauses verbracht hätte, ohne dass es ihr gelungen wäre, hineinzukommen. Ohne jemand anderen, ohne Demonstration, ohne Gebrauchsanweisung ist der Nervenzusammenbruch garantiert. Denn diese durch die Mauern hindurchgehenden Schlüssel erinnern zu sehr an Gespenster, als dass sie einem nicht Angst einjagen würden. Die ungewohnte Handbewegung kann man nur von jemand anderem lernen, von einem Berliner, der sie selbst von einem anderen Berliner gelernt hat, der sie selbst wieder... und so weiter bis zum genialen Erfinder, den ich unbekannterweise den Preußischen Schlosser nennen will.

Hätte unsere Freundin einen Hang zur symbolischen Archäologie, so hätte sie sich trösten können, nicht nach Hause zu kommen, indem sie diesem Schlüssel eine »symbolische Dimension« zugeschrieben hätte: die Berliner würden sich in West-Berlin derart eingeschlossen fühlen, dass sie die Bärte ihrer Schlüssel verdoppelten... »Das ist es, ein Wiederholungszwang, eine Obsession, eine Achse Berlin-Wien; hm, hm. Ich sehe mich schon einen wunderschönen Artikel schreiben über die geheime Bedeutung der technischen Objekte in Deutschland. Das ist eine eiskalte Nacht auf der Straße in Berlin wert.« Aber unsere Freundin ist Gott sei Dank nur eine wackere Archäologin, die von den harten Anforderungen des Objekts gefesselt ist.

Sie findet sich also auf der anderen Seite der Haustür wieder, den Schlüssel immer noch waagrecht und spürt, dass sie ihn endlich zurückbekommen kann. »So sind die Teutonen«, sagt sie sich, »warum einfach, wenn es auch kompliziert geht!«

Doch in dem Moment, wo sie glaubte, aus der Affäre zu sein, steht sie wieder am Rande eines Nervenzusammenbruchs. Nachdem sie und ihr Schlüssel – sie auf menschliche Weise, er in der Art der Gespenster – auf die andere Seite der Tür gelangt sind, erhält sie ihren Sesam immer noch nicht zurück. Wie sehr sie auch zieht, schiebt, rüttelt, es ist nichts zu machen, der Schlüssel will nicht mehr herauskommen, wie vorhin schon auf der anderen Seite. Unsere Freundin sieht keine andere Möglichkeit, als wieder an ihren Ausgangspunkt zurückzukehren, auf die Straßenseite, indem sie diesen die Mauern durchquerenden Schlüssel in seiner waagerechten Position wieder zurückstößt, dann die Tür wieder verschließt – und wieder steht sie draußen, in der Kälte... mit ihrem Schlüssel!



Sie fängt wieder von vorne an, und bemerkt endlich (jemand hat es ihr gezeigt; sie hat irgendeine Gebrauchsanweisung gelesen; sie hat lange genug herumprobiert; ein hilfsbereiter Mensch kam gerade vorbei...), dass sie auf der Hofseite *die Tür wieder hinter sich verschließen muss*, um ihren Schlüssel endlich wiederzubekommen. Welche Freude, welche Wonne, sie hat es begriffen!

Sie hatte sich zu früh gefreut. Als sie am nächsten Morgen gegen zehn Uhr ihrem Freund zeigen wollte, was für eine gute Berlinerin und Archäologin sie geworden war, musste sie beschämt klein beigeben. Sie konnte ihre frisch gewonnenen Kenntnisse nicht vorführen, denn der Schlüssel ließ sich um keine fünf Grad mehr drehen. Diesmal blieb die Tür dauernd unverschlossen und es war ihr unmöglich, sie zu verschließen. Erst um zehn Uhr abends, als sie aus dem Kino zurückkam, konnte sie ihr frisch erworbenes Know-how entfalten, denn die Haustür war wie am Vorabend hermetisch verschlossen. Um ihren kostbaren Schlüssel zurückzuerhalten, war sie daher gezwungen, sich an diesem Hermetismus zu beteiligen, indem sie die Tür wieder hinter sich verschloss.

Um acht Uhr am nächsten Morgen begegnete sie dem Hauswart. Als dieser seinen Schlüssel von der Tür abzog, sah sie den Schlüssel zum Geheimnis:



Der Hauptschlüssel des Türhüters hatte keine Nut, war dünner und hatte, ganz klassisch, nur einen einzigen Schlüsselbart. Der Hauswart, und er allein, konnte die Haustür nach Belieben aufschließen und verschließen. Dazu steckte er seinen Schlüssel waagrecht ins Schloss, zog ihn anschließend aber genauso wieder ab, wie es in Paris und anderswo auch üblich ist, während er im Warmen auf der Seite seiner Portiersloge blieb. Nach dieser Aktion des Hauswarts war es allerdings den Bewohnern des Gebäudes entweder unmöglich, die Haustür zu verschließen (tagsüber), oder sie waren dazu gezwungen, sie zu verschließen (von acht Uhr abends bis acht Uhr morgens). Dieser Stahlschlüssel erfüllte also mittels der Mechanik die gleiche Funktion, die in Paris mittels der Elektronik vom Zahlencode für die Haustüren wahrgenommen wird.

Unsere Archäologin, die in Soziologie etwas bewandert war, sah mit einem gewissen Vergnügen, wie der Preußische Schlosser hier alle Berliner zwang, sich der harten kollektiven Disziplin zu unterwerfen, und bereitete sich schon darauf vor, einen Artikel im Stil Foucaults zum Thema zu schreiben, als ihr Kollege vom Wissenschaftszentrum einen Berliner Schlüssel aus der Tasche zog, bei dem der Bart sorgfältig glattgefeilt war! Sein Schlüssel war zum Hauptschlüssel geworden, er glich in jedem Punkt dem des Hauswarts. Statt gezwungen zu sein, hinter sich abzuschließen, konnte er entweder die Tür für seine nächtlichen Besucher geöffnet lassen oder sie tagsüber angesichts ungebeter Gäste verschließen, und somit die Auslösung des Mechanismus durch den Hauswart aufheben... Er war wieder sein eigener Herr geworden und dem Preußischen Schlosser entwischt. Berlin war wirklich eine ambivalente Stadt, symbolisiert durch die Verdoppelung des Schlüsselbarts und ihre anschließende Verwerfung.

Wenn wir das Skript einer Vorrichtung »Aktionsprogramm« nennen, welches wäre dann das Aktionsprogramm eines solchen Schlüssels? »Schließen Sie bitte die Haustür nachts immer hinter sich zu, tagsüber jedoch nie.« In welches Material ist dieses Programm hier übersetzt? Selbstverständlich in Worte. Alle Großstädte, alle Eigentümerversammlungen, Immobilienverwaltungen, Conciergenlogen hallen wider von Beschwerden, Vermerken, Anschuldigungen und Schimpfereien über die Haustüren, darüber, dass sie nie abgeschlossen werden oder dass sie immer abgeschlossen sind. Aber solange es sich nur um Worte handelt, um Vermerke, um Gebrüll – »Tür zu!« –, um Schilder, befinden wir uns in der Welt der Zeichen. Lebten wir noch in den seligen Zeiten, als die Conciergen Tag und Nacht wachten, um nur jenen Durchlass zu gewähren, die sie einer sorgfältigen Prüfung unterzogen hatten, so befänden wir uns durch und durch in sozialen Beziehungen – fast, denn wir haben den Klingelzug zum Türöffnen vergessen, der es dem Sklaven in der Loge gestattete, dezent auf seinem Lager liegen zu bleiben. Die Diffamierungen, Denunziationen und Bestechungen, die durch diese sozialen Beziehungen möglich wurden, haben die Intrige mehr als eines Romans genährt. Hier jedoch, mit diesem Berliner Schlüssel, befinden wir uns weder ganz in den Zeichen, noch ganz in den sozialen Beziehungen. Sind wir in der Technik? Ja gewiss, denn wir haben es mit Schlüssellöchern zu tun, mit einem schönen Stahlschlüssel mit gezackten Bärten, mit Zuhaltungen und mit Nuten. Nein, denn wir entdecken Know-how, pünktliche Hauswarte, unverbesserliche Betrüger, nicht zu vergessen unseren Preußischen Schlosser.

Erinnern wir kurz daran, dass alle Vorrichtungen, die ein Aktionsprogramm aufheben, zerstören, unterminieren oder umgehen wollen, Gegenprogramme heißen. Der Einbrecher,

der durch die Haustür will, und die Vertreter des anderen Geschlechts verfolgen ihr Gegenprogramm – selbstverständlich in der Perspektive unseres ergebenden Hauswarts. Niemand hat sie autorisiert, den Hauseingang zu passieren, aber sie lassen nicht davon ab. Lieferanten und Zusteller, Briefträger, Ärzte und rechtmäßige Ehegatten wollen ebenfalls tagsüber passieren und glauben sich dazu befugt. Der Berliner Schlüssel, das Haustor und der Hauswart befinden sich in einem erbitterten Kampf um Kontrolle und Zugang. Können wir sagen, dass die sozialen Beziehungen zwischen Mietern und Eigentümern, oder Bewohnern und Dieben, oder Bewohnern und Lieferanten, oder Hausbesitzern und Hauswarten *vermittelt* werden über den Schlüssel, das Schloss und den Preußischen Schlosser? Das durchaus nützliche Wort Vermittlung kann auch zum Hort der Ignoranz werden, je nach dem Sinn, den man ihm gibt. Der eine versteht unter Vermittlung *Zwischenglied*, der andere *Mittler*.

Wenn der Schlüssel *Zwischenglied* ist, macht er nichts außer den Sinn des Satzes »Schließen Sie die Tür nachts immer hinter sich zu, tagsüber jedoch nie« zu tragen, zu transportieren, zu verlagern, zu verkörpern, auszudrücken, zu verdinglichen, zu objektivieren, widerzuspiegeln, oder in einer politischeren Variante den Satz »Regeln wir den Klassenkampf zwischen Hauseigentümern und Mietern, Besitzenden und Dieben, rechten Berlinern und linken Berlinern.« Gebt mir die Berliner Gesellschaft, und ich kann sagen, welche Form der Schlüssel hat! Die Techniken wären nichts als Diskurse, die sich vollständig in anderen Medien ausdrücken lassen. Aber warum dann dieser Schlüssel, diese Bärte, diese surrealistischen Schlüssellöcher, diese subtile Umkehrung der waagerechten Nut? Wenn der Übergang zu Stahl, Messing, Holz nichts ändert, dann zählen alle technischen Mittler überhaupt nicht. Sie sind nur Dekor und Gesprächsgegen-

stand für Neugierige. Die materielle Welt steht uns gegenüber, sie dient nur als Spiegel für die sozialen Beziehungen und zum Zeitvertreib für die Soziologen. Gewiss, sie trägt den Sinn, sie kann ihn empfangen, aber sie stellt ihn nicht her. Das Soziale entsteht anderswo, immer anderswo.

Alles ändert sich, wenn das Wort Vermittlung ein wenig mehr Substanz gewinnt und die Aktion der Mittler bezeichnet. Dann wird der Sinn nicht mehr bloß vom Medium transportiert, sondern teilweise konstituiert, verschoben, neu geschaffen, modifiziert, kurz: übersetzt und verraten. Nein, die asymmetrische Einkerbung im Schlüsselloch und der doppelbärtige Schlüssel »drücken« nicht die disziplinarischen Beziehungen »aus«, »symbolisieren« sie nicht, »reflektieren« sie nicht, »verdinglichen« sie nicht, »objektivieren« sie nicht, »verkörpern« sie nicht, sondern sie machen sie, sie bilden sie. Sogar der Begriff der Disziplin ist nicht praktikabel ohne den Stahl, das Holz des Haustors und den Riegel des Schlosses. Der Beweis? Den Hauseigentümern würde es nicht gelingen, eine soziale Beziehung aufzubauen, die solide auf Disziplin errichtet ist, auf verbalem Zwang, gedruckten Vermerken, Mitteilungen oder der Milde der Sitten. Die Türen würden nachts sperrangelweit offenstehen oder tagsüber verschlossen bleiben. Aus diesem Grund mussten die Hauseigentümer das Netzwerk ihrer Beziehungen ausdehnen, andere Bündnisse eingehen, den Preußischen Schlosser rekrutieren, sie mussten die Mathematik und ihre Symmetrieprinzipien mobilisieren. Denn das Soziale lässt sich nicht aus Sozialem aufbauen, es braucht Schlüssel und Schlösser. Und weil die klassischen Schlösser noch zuviel Freiheit lassen, braucht man doppelbärtige Schlüssel. Der Sinn ist nicht vor den technischen Vorrichtungen da. Das Zwischenglied war nur Mittel zum Zweck, während der Mittler gleichzeitig Mittel und Zweck ist. Wenn der Stahlschlüssel kein

bloßes Werkzeug mehr ist, gewinnt er die ganze Dignität eines Mittlers, eines sozialen Akteurs, eines Agenten, eines Aktivpostens.

Die Symmetrie und der kleine Symmetriebruch, den man sieht, wenn man durch das Schlüsselloch schaut – sind sie soziale Beziehungen oder nicht? Damit würde man ihnen gleichzeitig zu viel und zu wenig zugestehen. Zuwenig, denn ganz Berlin muss hier hindurch: Es ist unmöglich, den Schlüssel ohne Weiteres abzuziehen, weil die waagerechte Einkerbung versetzt ist. Sind es also soziale Beziehungen, Machtverhältnisse? Nein, denn nichts ließ vorhersehen, dass in Berlin ein Symmetriebruch, ein doppelbärtiger Schlüssel und ein zwanghafter Hauswart sich zusammentun, um ein Aktionsprogramm, das bislang nur aus Worten und Umgangsformen bestand, in einen obligatorischen Passagepunkt zu verwandeln. Wenn ich meinen doppelbärtigen Schlüssel nehme, der mich *autorisiert*, nach Hause zu kommen, mich *verpflichtet*, nachts hinter mir abzuschließen und mir *verbietet*, das tagsüber zu tun, habe ich es dann nicht mit sozialen Beziehungen, mit Moral, mit Gesetzen zu tun? Gewiss, aber mit stählernen. Sie zu definieren als die Fortsetzung sozialer Beziehungen mit *anderen Mitteln* wäre nicht so übel, wenn wir imstande wären, den Mitteln, den Medien, den Mittlern ihre außerordentliche Andersheit, ja Würde zuzugestehen, die ihnen die moderne Philosophie so lange vorenthalten hat.

Mit der Andersheit muss man ihnen auch ihre Fragilität zusprechen, diese außerordentliche Schwäche, die wiederum die Technologen ihnen nicht zuerkennen wollen. Es braucht nur einen schlaunen Fuchs mit einer Feile, um dem Hauswart seine Rolle als Öffner und Schließer zu nehmen. Und außerdem muss dieser Hauswart seinerseits wieder diszipliniert werden. Man

muss nicht nur den Schlüssel in der Hand haben, sondern auch den menschlichen Hauswart, damit dieser morgens und abends den Mechanismus pünktlich auslöst. Und die Festigkeit der Kette Lebensform-Know-how-Hauswart-Schlüssel-Schloss-Haustür ist immer noch provisorisch, denn ein Türöffner mit elektronischem Code kann die Wachsamkeit des Concierge durch ein elektronisches Uhrensinal ersetzen und aus dem Stahlschlüssel einen Zahlencode machen, den ich memorieren muss. Was ist fragiler? Der schöne Berliner Stahlschlüssel oder »45-68E« (der Code für meine Haustür in Paris)? Welcher von beiden ist technischer? Der Stahl oder der kleine Merkspruch »Kriegsende, Mai 68, Europa«, den ich mir abends vorsage, um mich an das zu erinnern, was mich autorisiert, nach Hause zu kommen? Welcher von beiden ist dauerhafter, dieser solide Schlüssel oder jener in meinen Gehirnzellen gespeicherte mnemotechnische Merkspruch?

Betrachtet man die Dinge, so stößt man auf Menschen. Betrachtet man die Menschen, so wird gerade dadurch das Interesse für die Dinge geweckt. Richtet man seine Aufmerksamkeit auf die harten Dinge, schon werden sie weich, sanft und menschlich. Richtet man seine Aufmerksamkeit auf die Menschen, schon werden sie elektronisch, automatisch oder digital. Wir können noch nicht einmal genau definieren, was die einen menschlich und die anderen technisch macht, während wir ihre Modifikationen und Substitutionen, ihr Hin und Her und ihre Bündnisse, ihre Delegationen und Stellvertretungen genau dokumentieren können. Betreibt man Technologie, findet man sich als Soziologe wieder. Betreibt man Soziologie, wird man zwangsläufig zum Technologen. Diesem Zwang, dieser Verknüpfung, dieser Folgerichtigkeit, dieser Verfolgungsjagd lässt sich genauso wenig entgehen, wie es einem in Berlin nicht freigestellt ist, nachts nach

Hause zu kommen, ohne den Schlüssel aus der Tasche zu ziehen und die Haustür hinter sich zu verschließen. Dies ist in die Natur der Dinge eingeschrieben, jetzt und seit zwei bis drei Millionen Jahren.

Der Leser dürfte sich von Anfang an gefragt haben, wie die Berliner es anstellen, diesen kleinen surrealistischen Schlüssel an ihrem Schlüsselanhänger anzubringen. Ganz abgesehen davon, dass zwei Bärte anstelle eines einzigen die Wahrscheinlichkeit erhöhen, sich die Hosentaschen zu zerreißen. Ich will sie nicht im Ungewissen lassen. Der Preußische Schlosser hat sich an die Erfindung eines Berliner Schlüsselanhängers machen müssen, eines kleinen mit Häkchen versehenen Etuis, das den Schlüsselbart hält und an dem ein Ring befestigt ist, der seinerseits die Befestigung an einem Schlüsselanhänger erlaubt, welcher sich wiederum am Gürtel anbringen lässt.



Mit den Mittlern fangen nämlich immer die Ketten von Mittlern an, auch Netzwerke genannt. Man kommt nie an ein Ende mit ihnen. Soziologen und Technologen, diese verfeindeten Brüder, glauben jedoch, an ein Ende zu kommen, die einen beim Gesellschaftlichen, die anderen bei den Gegenständen. Das Einzige, was sie nicht beenden können, ist ihr Bruderkrieg, ein Krieg, der uns daran hindert, die Welt zu verstehen, in der wir leben.

Fußnoten:

- 1 Zu einer neueren Synthese siehe Bruno Latour und Pierre Lemonnier (Hrsg.), *De la préhistoire aux missiles balistiques. L'intelligence sociale des techniques*, Paris 1994; als detaillierte Fallstudie siehe Bruno Latour, *Aramis, ou l'amour des techniques*, Paris 1992.
- 2 Jacques Carelman, *Catalogue des objets introuvables*, Paris 1980.
- 3 Bernward Joerges danke ich dafür, dass er mir diesen Schlüssel gezeigt hat, und Manfred Schweiger von der Firma Kerfin, dass er mir ein Exemplar des dazugehörigen Schlosses verkauft hat, das so real ist, dass er damit seinen Lebensunterhalt verdient. Erinnern wir noch daran, dass dieser Text vor dem Fall der Mauer geschrieben wurde, in West-Berlin, das damals vom real existierenden Sozialismus belagert war.